
Wie wollen wir miteinander leben?

Vorwort

Besinnung und Aufruf

Der Wandel

Wunsch und Drang, Bedingungen zur Potentialentfaltung

Das machbare Glück

Freiheit und Angenommenheit und Verbundenheit

Der Umgang und die Form des Menschen

Die natürliche Abgrenzung als Chance

Immer schön kritisch bleiben

Takt und Taktik in Gesprächen, Debatten und Diskussionen

Kultur als Verb

Begriff und Bedeutung

Die Beziehung zur Wirtschaft

Das Geld und der Wert

Wie wollen wir miteinander leben?

Solange berechtigte Zweifel am Narrativ des Klimawandels bestehen, haben wir zumindest jetzt noch die Gelegenheit, uns ganz zwanglos mit dieser Frage zu beschäftigen. Und hoffentlich bleibt das auch noch eine Weile so, denn gemessen am Umgang miteinander und mit unserer Erde, könnte sich das schon in naher Zukunft ändern. Wo können wir leben, wie gut oder wovon? Reden wir bald sogar vom Überleben? Nun, keine Panik, Angst hat uns hierher geführt und ist für die Zukunft kein guter Berater. Aber ein ernstes Wort ist auf jeden Fall angebracht, schon lange.

Ich erhebe keinen Anspruch auf Recht oder Vollständigkeit und bin ganz sicher nicht der Erfinder aller Gedanken, aber bis hierher teile ich sie als Kern meiner Anschauung und aus zweierlei Hoffnung. Nämlich dass sie zur Heilung unserer tief gespaltenen Gesellschaft irgendetwas beitragen können und dass sie mir auch selbst dabei helfen, den Faden der Erkenntnis und den Glauben in die Menschheit nicht zu verlieren.

Manch einem wird Vieles wie selbstverständlich erscheinen, hoffentlich aber nicht überflüssig zu erwähnen, denn das Gegenteil ist der Fall. Einige Themen kann man nicht oft genug ansprechen, schon

sich selbst gegenüber aber auch um die dringend nötigen Debatten anzuregen. Ich glaube an den Prozess, die Diskussionskultur und das Gewicht des Arguments, nicht an die Mehrheit, Bequemlichkeit oder Gewohnheit einer Aussage. Und sicher fordere ich dabei auch die Zweifler und notorischen Rechthaber heraus, die auf neue Ideen reagieren wie getroffene Hunde.

In Anbetracht der gesellschaftlichen Schiefelage schreibe ich aber auch als Ruf an jene Politiker, Verwalter und Gestalter, die behaupten, es gäbe keine Alternativen und entweder am irdischen Leben gar nicht mehr teilnehmen oder einer orchestrierten Betriebsblindheit zum Opfer gefallen sind. An Manager, die ihre Probleme lieben wie sich selbst oder manchmal sogar mehr. An Lehrer und Ausbilder, die ihre Schützlinge gar nicht mehr auf die Bedingungen der Zukunft vorbereiten und jeden anderen, der vorsätzlich oder unwissentlich Gefahr läuft, im pisswarmen Wasser der Neutralität zu ertrinken. Die gesamte Menschheitsfamilie steckt nicht rein zufällig in einer Krise, doch wollen wir so weiterleben? Ich glaube, die klare Antwort ist offenkundig und eint uns bereits.

Nein, das wollen wir nicht!

Umwoben von Glasfaser-, Erdgas- und Ölleitungen umspannt ein Netz den Erdball. Tausende Satelliten schlängeln sich irgendwie durch den Weltraumschrott, so zeigt sich die Erde von ganz oben. Wo es dunkle Nacht sein sollte, leuchtet sie künstlich und wo die Sonne scheinen sollte, sperren Partikel das Licht. Die Erdkruste ist tausendfach angebohrt und ergießt sich Gallone für Gallone in die Taschen internationaler Gespenster, während die Reste ihrer Industrie wiederum zu unverdaulichem Mikromüll werden und sich in den Äckern und Ozeanen rund um den Globus anfinden. Die Fackeln dieser Bohrinseln brennen ständig, wie ein Meer aus unendlichen Kerzen. Beinahe romantisch, stünden sie nicht gleichzeitig als Siegesfeuer eines internationalen Molochs aus Beschaffung, Verschwendung, Finanzierung, Logistik, Täuschung und Macht. Ein Wahnsinn, der uns in unzählige verdeckte und illegale Ressourcenkriege geführt hat und aller Innovationen zum Trotz als alternativlosestes Geschäft der Erde gilt.

Die Konsequenzen des Raubtierkapitalismus kann man inzwischen überall erkennen, in Schlagzeilen und Statistiken, aber auch in regionaler Ellbogenpolitik. Die kleinsten Reizungen rufen mitunter gewaltige Reaktionen hervor, sowohl im Privaten als auch im Geschäftskreis. Als hätte die Gesellschaft ihren schützenden Schmelz verloren, kann man es kaum noch einem recht machen, sich selbst mitunter eingeschlossen. In öffentlichen Strukturen und Unternehmen, aber inzwischen auch in Verbänden

und Vereinen herrscht ein salziges Klima der Missgunst. Muss das so sein? Und was hat das eine mit dem anderen - und zu guter Letzt mit uns selbst zu tun?

Ja, es scheint naiv und im Angesicht der globalen Verstrickungen sogar ein bisschen aussichtslos und doch will ich behaupten, dass es durchaus Sinn macht, sich genau diese Fragen ohne Erbarmen und immer wieder zu stellen. Wie wollen wir sein? Schluss damit, nur einseitig auf die Probleme zu achten. Es gilt, die Entwürfe und Lösungen aus den Schubfächern und von ihrem Staub zu befreien, sie zu diskutieren und sie einfach auszuprobieren, gemäß dem Sprichwort "Wer etwas will, findet Wege. Wer etwas nicht will, findet Gründe."

Doch auch an selbstkritischeren Fragen kommen wir dabei nicht vorbei, wie leben wir denn jetzt und wie lebten wir die letzten hundert oder zweihundert Jahre? Was davon ist veränderungswürdig, was hat Bestand? Sicher Vieles auf beiden Seiten, doch so paradox es scheint, die Kraft und die Chance liegen in der Unterschiedlichkeit und Ausgewogenheit. Doch es kostet oft sehr viel mehr Kraft zu differenzieren, als zu vereinheitlichen. Und darum geht es, die Lösungen müssen genauso individuell sein, wie die Probleme selbst und zuletzt auch wie ihre Problematisierer, unterm Strich wir alle.

Ja, wir teilen uns sehr viel, zuletzt sogar die große Ungewissheit. Denn es gibt ja eh kein Versprechen auf ein Morgen, nicht von einem Wissenschaftler und auch von keinem Politiker. Eine Garantie auf die Zukunft gibt es nicht, wohl aber die Idee, den Glauben und die Hoffnung.

Der Wandel

Ob nun angetrieben von äußeren Missständen oder auf der Suche nach Erfüllung, uns Menschen begegnet eine universelle Kraft, die keine Zeit kennt, keine Liebe und kein Hass. Und auch kein anderer Organismus kann sich von ihr freisprechen. Sie ist sogar in jedem Bereich des Lebens vorzufinden, wirkt auf Sonne, Mond und Erde ein und selbst die kleinste Einheit in uns unterliegt ihrem Einfluss.



Den Wandel kann man einzeln nur sehr schwer betrachten, da doch irgendwie alles mit allem in einer großen Beziehung steht.

Genau wie ein jeder Baum mit anderen, mit dem gesamten Wald und darüber hinaus mit den Vögeln, Bienen, Pilzen und am Ende natürlich auch wieder mit uns Menschen verbunden ist, müssen wir uns als viele unterschiedliche Teile eines großen Ganzen begreifen, um Impulsketten nicht nur in eine einzige Richtung zu verstehen, sondern möglichst als einen Kreislauf, in dem es kein Unten und kein Oben gibt.

Und um sozusagen für die Zukunft auch am Beispiel der Vergangenheit zu lernen. Diese Betrachtung fällt uns gar nicht so schwer und es ließe sich kaum ein Eremit finden, der sich nicht auch zum „großen Ganzen“ verbunden fühlt.

Wer sich den Wandel wünscht, sei an dieser Stelle beruhigt - es lohnt sich aber etwas genauer hinzusehen, um die Schnittstellen zu erkennen, an denen wir den Wandel oder der Wandel uns im Griff haben kann.

Gerade in den Wirkungskreisen unserer innermenschlichen Gemeinschaft finden wir ihn mühelos in unzähligen Bereichen. Eine Liste des Unveränderlichen findet man höchstens noch auf ein paar Seiten im Tafelwerk. Doch auch wenn wir schon sehr weit sind mit unserer Wissenschaft, scheint

selbst dort kaum ein Elementarprinzip vor der unerwarteten Innovation sicher zu sein. Die Bereitschaft sich überraschen zu lassen, machte die Arbeit des Forschers nunmal aus, zu behaupten, es gäbe ihn nicht wäre grober Unfug. Die Abwesenheit des Wandels wäre nämlich weit mehr als nur eine klebrige Angelegenheit.

Auf atomarer Ebene ist sie der Ausgleich des Potentialunterschieds und der Stillstand des Motors. Chemisch gesehen reden wir vom Abreagieren, sobald die Konzentrationsunterschiede bei null sind und selbst gewissen Regierungs- oder Verwaltungsvarianten sieht man den Verlust der Triebseligkeit an, sobald der Geist der Vereinheitlichung herrscht. Die vielen unterschiedlichen, sich reibenden und einander ergänzenden Facetten einer Gesellschaft sind die gleiche Voraussetzung für ihre Lebendigkeit, wie die Diversität aller Arten ein Garant für das Leben auf der Erde ist. Das gibt schon eine grobe Ahnung von der Notwendigkeit des Wandels - ob wir ihn nun immer wollen oder nicht, spüren oder ignorieren, erzwingen oder sogar versuchen, ihn zu bekämpfen, wenn wir uns vergänglich fühlen.

Doch in manchen Abläufen unterscheiden wir nicht nur nach natürlichem und gemachtem Wandel. Sowohl gesellschaftlich als auch in Bezug auf die persönliche Entwicklung untersuchen wir den **Wunsch nach Veränderung** im Kontrast zum sogenannten **Drang nach Lösungen**. Die Ergebnisse sehen sich zum Verwechseln ähnlich, haben aber diesen wichtigen Unterschied in ihrer Ursache und dadurch beim genaueren Hinsehen noch ein paar weitere Besonderheiten.

Dem Wunsch nach Veränderung geht nicht immer ein Problem voraus oder eine missliche Lage. Er gehört zu unserer Persönlichkeitsbildung von Anfang an dazu und ist auch später im Leben der Antrieb, sich weiter zu entwickeln, ein Kunsthandwerk zu erlernen oder die Tapete im Wohnzimmer zu erneuern. Ob auf der Suche nach den eigenen Potentialen oder noch einen Schritt weiter, in der richtigen Ausbildung, dem erkämpften Beruf oder im Tanzverein, am Anfang steht immer ein gutes Gefühl, das sich in den positiven Erfahrungen des Lebens bekräftigt. Ein Wunsch muss nicht zwangsläufig für sich selbst sein, manche finden bereits Freude an der Umsetzung ihrer Idee, auch wenn sie selbst daran praktisch gar nicht oder nur über einen langen Umweg teilhaben können. Gerade weil dieser Wandel keinem Zeitdruck unterliegt, wünscht man ihn sich in langfristigen Angelegenheiten oder wenn es um schwer zu greifende Themen geht, wie etwa den Weltfrieden.

Zu gewissen Bedingungen lässt er viel Spielraum zur Teilhabe, kann wie ein Funke auf andere übergehen und sich **in der Umsetzung und Pflege sogar verselbstständigen**. Diese Kraft kommt immer von innen nach außen und wer sie in sich erkennt, ist gut beraten, ihr möglichst freien Lauf zu lassen und sie zu kultivieren wie eine geliebte Pflanze. Sich gegen die inneren Wünsche zu verhalten löst in der Regel eine tiefe Verspannung in uns aus, die uns nicht nur traurig, sondern auch ernsthaft krank machen kann. Folgen wir ihr aber intuitiv, so wird daraus rasch eine Glücksformel, die man studieren und ausprobieren kann wie manches Handwerk, das mit seinen Unikaten meistens die allerschönsten Geschichten schreibt.

Weniger spirituell und weit mehr aufgezwungen ist dagegen die andere Triebkraft, der Drang nach Lösungen. Auch hier gelten für den einzelnen die gleichen Gegebenheiten, wie man sie auch im großen Miteinander wiederfinden kann. Im Ursprung dieses Wandels liegt jedoch immer ein Problem, dass rasch aus der Welt geschafft werden möchte, da es den Wunsch nach gütlicher Veränderung blockiert und der Entfaltung aller in uns liegenden Potentiale schlichtweg im Wege steht. Sie hat mehr Impulsenergie und kann einem Dampfhammer gleich für schnelle Ordnung sorgen. Deutlich wird das zum Beispiel, wenn wir versuchen, uns zu entspannen oder

zu konzentrieren. Es braucht eigentlich nur uns und etwas Raum und Zeit und wir sollten mühelos zum Ergebnis kommen. Doch wehe durch ein Fenster zieht es kalt herein, es bellt der Hund des Nachbarn und es klopft an der Tür. Das eigentliche Ziel kann jederzeit von äußeren und inneren Störfaktoren unterbrochen werden, die Wiederaufnahme der Arbeit oder der Entspannung kann erst erfolgen, wenn diese beseitigt wurden und den Horizont für das Eigentliche frei geben. Gehirnforscher sprechen von der **Inkohärenz**, die wie ein Sperrmechanismus zur Entfaltung wirkt und als geistige Schiefelage oder Gehirnsturm bezeichnet werden kann.

Das Gegenteil, die Kohärenz, beschreibt den Zustand, bei dem die Entfaltung der in uns wohnenden Potentiale nicht nur möglich, sondern als **unvermeidbar** gilt. Ein auf die Gesellschaft übertragbarer Aspekt, der besonders in Kommunen leicht nachzuweisen ist und wenn er im großen Maßstab berücksichtigt werden würde, der gesamten Menschheit zu Nutze wäre. Ein Geheimnis ist das aber nicht, schon Vieles ist dazu bekannt geworden und gehört der Bedeutung wegen in den Rahmenlehrplan jeder Grundschule.¹

Genauso wie eine spiegelglatte See bei schönster Sonne zum Angeln auf dem Ruderboot einlädt, ist es auch das Wetter im Kopf, das so einen Ausflug schnell

¹ siehe Dr. Gerald Hüther – Akademie für Potentialentfaltung (Göttingen)

beenden kann. Dieses Wetter kann man in Hirnströmen gemessen, sozusagen am Wellengang erkennen und wird in der Psychologie als Arousal bezeichnet. Der Fisch ist dabei übrigens die Idee, die Muse oder der Wunsch. Man weiß nie genau, was man fängt, selbst wenn man ein erfahrener Angler ist. Die Ruhe, die Zeit und das Wetter jedoch spielen dabei die wichtigsten Rollen.

Gestresste Menschen sind quasi dauernd in Seenot und haben ganz einfach Wichtigeres zu tun, als zu fischen. Deren Wunsch kann nur sein, den Sturm zu überstehen und dem Unwetter zu entkommen.



Ob spürbar oder messbar, auf Ressourcen übertragen oder in unseren Gedanken, es geht im Wesentlichen immer um die dafür aufgebrauchte Energie, von der nicht selten der Erfolg oder zumindest der Weg dorthin entschieden wird. Das Gehirn verbraucht bei ruhiger See schon ein gutes Fünftel der vom Körper bereitgestellten Energie. Das ändert sich - wie beschrieben - bei der kleinsten Denkanstrengung und findet sich in der Anerkennung geistiger Arbeit wieder.

Ein Konflikt kann einem sprichwörtlich die Energie rauben und sich auch in der körperlichen Leistungsfähigkeit widerspiegeln. Die Lösung von Problemen wird jedoch mit der Freisetzung neuer innovativer Energie belohnt und trägt im Wesentlichen zur Strukturierung weiterer Prozesse oder zum Anlegen von Gedächtnisspuren bei.

Für das einzelne Gehirn gilt dabei genau wie für die Gemeinschaft das Prinzip der Sparsamkeit. Das Meistern von Aufgaben oder die Abschaffung eines Unrechts sind auf neuronaler Ebene nichts anderes als ein Versuch zur Energieeinsparung.

Dabei geschieht etwas Wunderbares, nämlich die Geburt neuer Prinzipien im Umgang mit ebenfalls neu aufkommenden Problemen.

So erfinden sich auch die gesellschaftlichen Lösungen immer erst am lebendigen Beispiel und müssen - energetisch betrachtet - natürlich auch dem Aufwand-Nutzen-Prinzip folgen.

Diese Lösungen haben jedoch ein weiteres Merkmal, nach denen sie sorgfältig ausgewählt werden sollten, nämlich die Dauer ihrer Wirkung. Kurzfristige Lösungen erfordern zwar wesentlich weniger Analyse und sind daher leichter und schneller zu finden. Sie haben aber nicht selten die Kraft, einer langfristigen Lösung im Wege zu stehen und machen die Problemlage oft noch viel schlimmer.

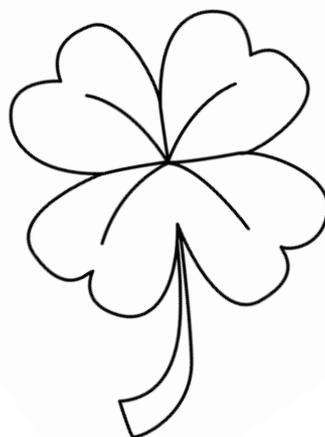
Am Beispiel der Gesundheit lässt sich das sehr gut verdeutlichen. Wer schon einmal mit einer schlimmen Diagnose konfrontiert wurde, bemerkt oft erst in diesem Moment, was man besser hätte weglassen sollen oder welche vorbeugenden Maßnahmen man lieber ernst genommen hätte. Doch auch wenn man in der Ernährung oder Lebensweise einen klaren Verursacher des Problems erkennt, kommt nicht jeder gleich auf die Idee, das in seinen langfristigen Lösungsansatz einfließen zu lassen. Von der Hausapotheke bis hin zur Scharlatanerie erhoffen sich die meisten Menschen eine schnelle Linderung und geben die Verantwortung über ihre zukünftige Gesundheit einfach ab.

In anderen Fällen hilft ein Schluck aus der Flasche um die Sorge zu betäuben oder auch sonst jede Art von

Einsicht oder Zuversicht zu ersetzen. Natürlich wird einem schnell klar, dass das nicht lange gut gehen kann und es dem Wunsch nach Gesundheit im Wege steht, doch auch diese Erkenntnis wiegt leichter, mit jedem weiteren Schluck.

Und diesem rasch zu erwirkenden Erfolg merkt man seine Beständigkeit auch nicht an, es zählt nur der Moment und die Unbeschwertheit von Sorge oder Zweifel. Man könnte vereinfachen, eine starke Kohärenz tritt ein, wenn der Mensch glücklich ist. So einfach ist das.

Doch das Glück der Menge hängt auch vom Glück des Einzelnen ab und da das sehr viel mit moralischen Werten, persönlichen Idealen und Individuellen Umständen zu tun hat, bleiben auch in der Potentialentfaltung der Masse noch genügend Reibungspunkte übrig, dass man sofort auf jeden Krieg der Welt verzichten kann. Widmen wir uns ein paar allgemeingültigen Eckpfeilern des Glücks, so gut es eben geht.



Das machbare Glück

Am Anfang steht die **Freiheit**.

Inwieweit sie persönlich oder politisch verstanden wird, sei dahingestellt. In beiden Fällen geht es darum, etwas zu tun, das man tun möchte, etwas zu sagen, das man denkt oder sich zu bewegen, wie man will. Man möchte genauso von etwas frei sein, das man nicht will und die Freiheit besitzen, etwas nicht tun zu müssen. Sie ist von so elementarer Bedeutung, dass es für den Begriff der Freiheit kein anderes Wort gibt und auch kein weiteres benötigt wird, um diesen Zustand und dieses starke Gefühl voll umfänglich zu beschreiben.

Der Entzug von Freiheiten wird egal in welcher Form als Strafe verstanden und erzeugt einen ganz anderen Geschmack. Die innere und äußere Freiheit lässt uns zueinander und in Gruppen zu erstaunlichen Ergebnissen kommen.

Auch das Gefühl des **Angenommenseins** kann in mehrere Richtungen verstanden werden, fängt mit der Selbstreflexion an und wirkt tief in unser Gruppenverhalten ein. Bin ich mit mir selbst einverstanden? Wie werde ich von der Familie oder einer Gesellschaft angenommen und im Umkehrschluss, wie nehme ich einen anderen Menschen an?

Ein Ausschluss von der Gemeinschaft trifft auch den, der noch nie in einer gelebt hat, da es zu unseren Instinkten oder Grundbedürfnissen zählt, uns in Herden oder Gruppen zu bündeln.

Ein vom Rudel ausgeschlossenes Tier ist dem Ende nah und wird um jeden Preis den Anschluss suchen oder sicher daran verzweifeln. Doch unter uns zivilisierten stellt sich nicht die Frage, ob wir unsere Mitmenschen annehmen, sondern wie wir das tun.

Im Alltag fühlen wir uns ständig mit Bewertungen jeder Art konfrontiert, auch wenn wir uns dabei selbst in natürlicher Abgrenzung üben. Wenn wir jemanden nach seiner Meinung fragen, wollen wir oft unsere eigene damit abgleichen, da ist nichts Schlimmes dran, ganz im Gegenteil. Man will nicht aus der Norm fallen oder zumindest nur so weit, dass kein Ausschluss aus der Gemeinschaft droht. Wenn man nach seiner Meinung gefragt wird, geschieht die gleiche Abgrenzung, nur eben etwas transparenter. Je nach Sachlage offenbart sich in ihr nicht selten die notorische, aber gesunde Selbstbeschau, ein Abgleich aus Selbst- und Fremdwahrnehmung. Doch das hat alles noch nichts mit Bewertungen zu tun, die ein Angenommensein schaffen oder blockieren können.

Unsere besten Kumpel befinden sich meistens nicht im Familienkreis und doch handelt es sich um treue Freunde, die man sich nicht nur ausgesucht hat. Über

den gemeinsamen Lebensweg weiß der eine vom anderen, wie er ist, man schätzt sich gegenseitig in den Stärken. Je mehr man sich dran gewöhnt hat, desto weniger wird man bewerten und irgendwann lässt sogar die Erziehung nach und man beginnt den Menschen zu lieben, wie er nun einmal ist. Das verstärkt das Angenommensein in beide Richtungen und daraus erwächst das Gefühl der Verbundenheit. Durch das ständige oder gar abfällige Bewerten kann sie aber auch sehr leicht zu Fall gebracht werden, sogar innerhalb von Familien.

Sich selbst anzunehmen oder mit sich selbst zufrieden zu sein ist weder unmöglich noch unwichtig. Die Bedingungen dafür zu erkennen und herbeizuführen, kann Lebenswerk sein, in dem die Freude wieder Lohn der Freude wird.

Das Gegenteil, eine gewisse **Unangenommenheit** entsteht auch über die Subjekt-Objekt Spaltung, ein Begriff aus der Gehirnforschung. Im ursprünglichen Beschreibt er die Beziehung, in der ein Kleinkind sich im Zentrum seiner Empfindungen als Subjekt und die Gegenstände, Personen und Einflüsse der Außenwelt als Objekt zu begreifen lernt. Mit dem Erwerb der Sprache entstehen auch die sozialen Verflechtungen, die meistens unbemerkt am Modell rütteln und spätestens mit der Einschulung eine komplette Neubeschreibung dieses Begriffs erfordern.

Die eigentliche Spaltung entsteht genau dann im Gehirn, wenn ein Mensch diese Subjekthaftigkeit verliert und in eine Objektrolle rutscht. Man wird schnell das Material des Lehrers, dem man genau zuhören und folgen muss, bevor man von ihm bewertet wird und daran kann man sich sehr schnell gewöhnen. Die individuellen Gedanken des Schülers spielen zunächst einmal überhaupt keine Rolle. Später im Beruf wird man dann endlich mit Geld entlohnt, wenn man die Anforderungen des Vorgesetzten erfüllt. Solange man im Betrieb für eine konkrete Aufgabe wirklich gebraucht wird, stellt man sich sogar den widrigsten Umständen und läuft mitunter Gefahr, in eine Opferrolle zu geraten.

Doch auch ganz ohne Entgelt bauen wir diese Art von Beziehungen auf, indem wir unser Umfeld als Erfüllungsgehilfen oder Bausteine benutzen und dabei vergessen, dass in ihnen der gleiche Wunsch nach Angenommenheit besteht wie bei uns selbst und dass wir uns auch selbst nicht gern auf einen Einblick reduzieren lassen, den ein anderer von uns gewinnen konnte.

Einem Anspruch nicht gerecht zu werden ist zwar auch kein gutes Gefühl, kann aber in gewisser Weise sogar als Ansporn dienen. Das Objekt wird jedenfalls in der Regel alles erfüllen, was nötig ist, um wieder als Subjekt wahrgenommen zu werden und wird erst im Anschluss wieder das Gefühl der Angenommenheit aufbauen.

Die Verbundenheit hört jedoch nicht in den menschlichen Beziehungen auf. Sie kann in der Tierwelt gefunden werden, zwischen Mensch und Tier erwachsen und sogar auf das gesamte Leben auf der Erde bezogen werden. Sie ist im Kern jeder Religion verankert und wird in manchen Glaubensrichtungen sogar auf den Kosmos bezogen. Wer sich verbunden und angenommen fühlt, ist zufrieden mit sich und seinem Platz auf der Erde und kann sich dadurch überhaupt erst der Pflege seiner Umwelt widmen. Allen selbstlosen Taten geht daher dieses Gefühl voraus.

Das Gegenteil wiederum veranlasst uns zur Selbstpflege oder zum Rückzug und gilt damit ebenfalls als Hemmschuh zur Potentialentfaltung.

Trotz aller Unterschiedlichkeiten ist es uns Menschen durch die Sprache aber möglich, dies alles zu benennen und es innerhalb gewisser Regeln gemeinsam zu meistern und beinahe jedes aufkommende Problem auch in etwas Positives umzukehren, wenn wir es wollen.



Der Umgang und die Form des Menschen

Meinungsverschiedenheiten gehören zum Alltag dazu, sie begleiten uns, lang bevor wir zur Sprache gefunden haben und finden sich weltweit in allen Bereichen des Lebens wieder. Sobald Menschen aufeinandertreffen, erkennen sie am Gesagten meistens sehr schnell, worüber es sich zu reden, zu schweigen oder zu debattieren lohnt.

Es entstehen mitunter hitzige Diskussionen zwischen Menschen, die grundsätzlich der gleichen Meinung sind, doch in den Details ganz unterschiedliche Standpunkte oder Interessen vertreten. Wahrscheinlich gilt das sogar für die überwiegende Mehrheit aller Gespräche, die uns beruflich, privat und allgemein gesellschaftlich begegnen, denn im Grunde liegen die Kernaussagen der meisten Menschen ziemlich dicht bei einander.

Meinungsverschiedenheiten beginnen immer da, wo wir ein Problem nicht mehr nur mit uns selbst ausmachen können und helfen uns im besten Fall nicht nur zur Lösung, sondern auch zu neuen Erkenntnissen. Doch hin und wieder kitzeln die kleinen Unterschiede in uns den Schlichter, den Agitator, den leicht zu beeindruckenden oder den Besserwisser heraus. Ich möchte mich im Folgenden mit der Sprache als Werkzeug, dem dialogischen Prozess und der Debattenkultur beschäftigen.

Ob formal oder inhaltlich, eine Vielzahl an natürlich gewachsenen und gemachten Gesetzen hat sich in die Redekultur eingeschlichen. Vorbei an gesellschaftlichen Normen oder dem strategischen Nutzen, gibt es aber auch eine Menge unbewusster Faktoren, die unsere Gespräche oder Debatten steuern, denen wir uns oft sogar unterwerfen ohne sie zu erkennen oder zu verstehen und die nicht selten der Frucht eines gelungenen Gesprächs im Wege stehen.

Doch alle diese Grundsätze, Regeln und Normen sind am Ende auch nur bemerkenswerte Abstraktionen, denn sie haben im Großen und im Kleinen immer zuerst die Eingebung oder die Intuition als Auftraggeber. Dem Gefühl den richtigen Ausdruck zu geben, beschreibt in etwa den Zweck und die Entstehung aller Sprachen zugleich und ist besonders heute eine Kunst, die nicht nur dem Sprachliebhaber zuteil werden muss. Wenn man erst ein wenig Klarheit und vor allem etwas Übung darin hat, überwindet man manche Hürde und kann sich gewisse Erfolge und Glücksmomente erschaffen oder zumindest das Gegenteil vermeiden.

Egal, ob im Selbstgespräch, im Dialog oder in der Diskussion, sobald wir die sinn- und respektvolle Anwendung der Sprache in einen Akt der Selbstfürsorge überführen, tun wir uns und unseren Mitmenschen einen großen Gefallen, soviel ist sicher.

Und genau darin können wir auch den Mehrwert im eigenen Leben erfahren, wahrlich ein praktischer Schlüssel zum Glück.

Die Sprache ist jedoch weit mehr als hörbare Wörter, sie findet auch nonverbal statt, zwischen den Zeilen, in kurzen Pausen, beim aktiven Zuhören und sogar beim Nachdenken. Man verständigt sich über den Kleidungsstil, durch Körperhaltung und Bewegung und das nicht nur im Ausdruckstanz. Mit Mimik und Gestik, ja sogar durch die Enthaltung kann man sich mitteilen oder positionieren. Natürlich sprechen wir auch über Kunstwerke wie Bilder und Skulpturen, doch in ganz besonderer Form durch **die Musik**.

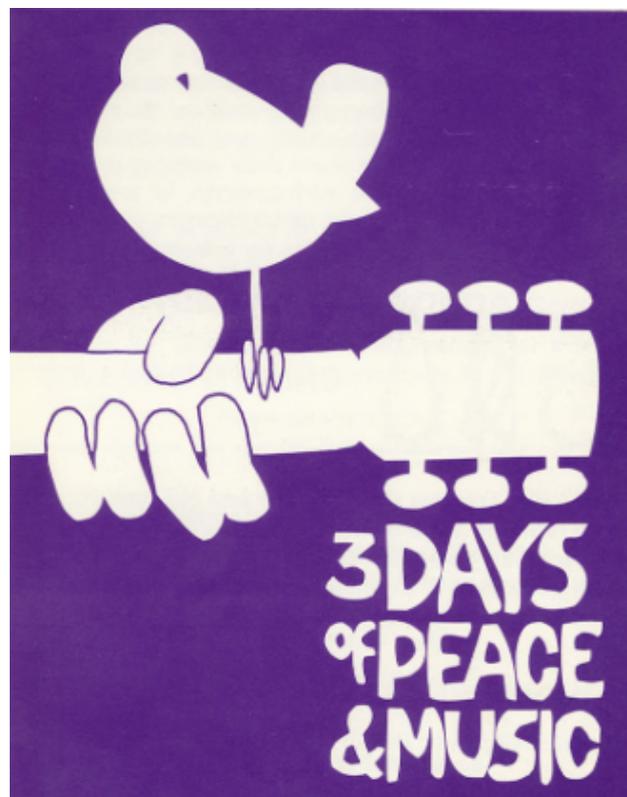
Als Metasprache hat sie eine außergewöhnliche Bedeutung, da sie kaum Barrieren kennt und in unbegrenzter Teilnehmerzahl jederzeit möglich ist. Sie kann ausdrücken „was nicht gesagt werden kann und worüber zu schweigen unmöglich ist“² und hat mehr als jede andere Sprache einen verbindenden und heilenden Charakter. Sie trägt mehr zur Völkerverständigung bei als alle Dolmetscher zusammen und es fällt leicht, in die Rolle des Zuhörers zu schlüpfen, selbst wenn inhaltlich nicht viel gesagt wird.

² Victor Hugo

Ein kleiner Zeitsprung nach Amerika in das Jahr 1969. Auf einer großen Wiese versammeln sich 400.000 Hippies, um den Einzug ihrer Bewegung in den amerikanischen Mainstream zu feiern und das Motto der Veranstaltung auf die Probe zu stellen. „3 Tage Frieden“ lautete der Untertitel des Woodstock Festivals, bei dem die Organisatoren mit weit mehr Gästen konfrontiert waren, als das Gelände, die sanitären Einrichtungen, die Essens- und Getränkeversorgung, ja sogar die Infrastruktur des Bundesstaates hergab. Eine weitere Belastung war ein schweres Unwetter, das große Teile der Fläche verwüstet hat und den idyllischen Konzertbesuch in ein einziges Schlammbad verwandelte. Nach stundenlangem Zittern, notdürftigen Reparaturen an der Beschallungsanlage und ein wenig Bühnenlicht zur Orientierung stellt die Musik in wenigen Sekunden alles wieder auf die Beine.

Ein Trommelschlag genügt und die Harmonie ist hergestellt. Wie ein Balsam ist es nur ihr überhaupt möglich, derart schnell und wirkungsvoll, völlig unabhängig von Geschlecht, Alter, Religion, Herkunft, Bildungsgrad oder Überzeugung ein Gefühl der übergreifenden Verständigung und ein Verständnis zur Gemeinsamkeit zu erzeugen, inzwischen sogar per Knopfdruck.

Doch wenn sie nicht gerade intern, das heißt im Proberaum, bei Sessions oder in Registerproben stattfindet, nimmt sie ähnlich einer Rede Fahrt in Richtung Publikum auf, wird teilweise mit frenetischen Gefühlsausbrüchen quittiert und nimmt damit eine außergewöhnliche Form innerhalb der Kommunikation ein. In der Musik ist jeder Mensch ein Teilnehmer und kann sein Glück darin finden, mit irgendetwas in Resonanz zu sein. Reduziert man jedoch ein Lied auf seinen Text, befinden wir uns wieder im spannungsgeladenen Gebiet der verbalen Kommunikation und genau von dieser soll der kleine Exkurs nicht wegführen, er kann uns als positives Extrem aber durchaus eine Menge an Verständnis über den Prozess liefern.



Immer schön kritisch bleiben

Genauso, wie sich weit mehr zu Krankheiten in Erfahrung bringen lässt, als es möglich ist, die eine Gesundheit zu beschreiben, haben doch beide eine untrennbare Wechselbeziehung. Das eine ist wohl die Abwesenheit des Anderen, so jedenfalls das theoretische Modell der Schulmedizin. Und tatsächlich kann man auch sprachwissenschaftlich im Feld der Kritik zu einer ganz ähnlichen Beobachtung kommen. Sie unterscheidet sich ihrer Absicht nach in zwei grobe Gattungen, nämlich die gute und alle anderen.

Die erste entspringt in den meisten Fällen einem persönlichen oder gesellschaftlichen Missstand, ist so gut wie immer in die Zukunft gerichtet und will vor allem eines, konstruktiv sein. Wie ein liebevoller Rat zielt sie direkt oder indirekt auf eine Hoffnung, eine Lösung oder in die Zukunft im Allgemeinen ab. Viel zu selten wird sie geübt und genauso oft wird sie erkannt, wo doch ihr größter Nutzen für jedermann von Interesse sein sollte. Dieser liegt zweifelsohne in der Gelegenheit zur Nachbesserung und kann (gut eingesetzt) zu nachhaltigen Veränderungen, Erfolgen oder überhaupt erst zu einem Problembewusstsein führen.

Doch Kritik allein hat noch nichts bewegt, in Wahrheit ist es das Wort des Kritikers oder die Bürde des Kritisierten. Und auch beim Kritiker lässt das jeweilige Motiv eine klare Vereinfachung zu. Die neutrale Bewertung eines Sachverhaltes oder einer Person muss nicht zwangsläufig eine Selbsterhöhung oder Herabsetzung des anderen mit sich bringen. Der konstruktive Kritiker kann seinen Standpunkt jederzeit verlassen und sogar seine Einschätzung revidieren, sofern ihm die Kenntnis über den gesamten Hintergrund zuteil wurde. Und genau um diesen spannenden Aspekt sollte es uns auch gehen, wenn wir uns in Kritik üben. In der Rolle des fairen Kritikgebers lässt es sich in der Regel sehr gut aushalten und man lernt eine Menge dazu, wenn man sich nur die Bereitschaft erhält, auch mal daneben zu liegen.

Auf der Seite des Kritisierten kann man so leicht nicht pauschalisieren. Meistens hat man sich diese Rolle nicht ausgesucht und neben dem ursprünglichen Motiv kommen jetzt auch noch Emotionen hinzu, die im schlimmsten Fall eine Handlung in der Vergangenheit betreffen. Doch nicht nur die Kritik kann ehrbar sein, auch der Kritiknehmer erkennt im besten Falle die Chance etwas dazuzulernen und wird sich mitunter sogar erkenntlich zeigen, solange die reine Absicht und die Form des Gesagten gewahrt bleiben.

Natürlich beginnen nicht alle Diskussionen mit dem gleichen Kenntnisstand zur Sache, sonst bräuchte es

sie und diese Umgangsprinzipien auch gar nicht. So ein einvernehmlicher Dialog unter Fachleuten ist meistens sehr schnell geführt und schafft sogar ein gewisses Gefühl der Verbundenheit. Spannender wird es, wenn eine Behauptung weit weg vom Wissensstand des Gegenübers liegt. Das scheint viel öfter der Fall zu sein und kann bei einem fairen Umgang dennoch eine wunderbare Sache sein, für alle Beteiligten.

Liegt also das Motiv offen und handelt es sich um eine ausgewogene Begegnung auf Augenhöhe, bedarf es nur noch ein wenig Anstands und Geduld und man kann seinem Gegenüber die wichtigsten Blickwinkel oder Erfahrungen entlocken. Wo auch immer die Absicht bewusst oder unbewusst verschleiert bleibt oder gar eine heimliche Agenda herrscht, braucht es mehr als nur Takt, um auf eine Taktik zu reagieren. Nehmen wir also diese Kategorie etwas genauer unter die Lupe und entzaubern die unehrbaren Formen der Kritik. Je mehr wir darüber lernen, umso leichter können wir sie auch erkennen und damit machen was wir wollen.

Das beste Mittel zur Meinungsbildung im dialogischen Prozess ist immer das **Argument**. An ihm lässt sich sehr leicht ein Motiv ableiten, das die Widersprüche sehr schnell ans Licht bringt. Im Austausch von Argumenten kann vor allem der unbeteiligte Dritte seinen Horizont überprüfen und mit eigenen

Gedanken abgleichen. Oft sind es sogar ausschließlich die Zuhörer, die aus einer verhärteten Grundsatzdiskussion überhaupt noch etwas mitnehmen können. Vorausgesetzt, der Austragungsort soll öffentlicher Natur sein und das Thema ist von allgemeinem oder gesellschaftlichem Interesse. Manche Privatangelegenheiten sollte man schlichtweg nicht öffentlich diskutieren, es sei denn, daraus entsteht ein erheblicher Kenntniskennntnisgewinn oder die Aufklärung eines Unrechts.

Eine vorgelagerte Bedingung ist aber auch, dass sich die Gesprächspartner gegenseitig **den Raum** geben, ihre Argumente auszuführen. Im Unterbrechen des Gegenübers offenbart sich zum Beispiel der Versuch zu gewinnen, was allein schon auf eine Art Machtkampf hindeutet. Selbst wenn das Unterbrechen auch nur als Abkürzung gedacht ist, um den Leidensdruck des Besserwissenden zu lindern, zeigt es doch die Unfähigkeit zum Zuhören, die Unbegabtheit zur Diskussion und nicht selten einen Hinweis auf tiefer gelegene Probleme wie z.B. Minderwertigkeitsgefühle, die Freude am Dominieren oder die Sehnsucht nach Rache. Es gehört zum guten Ton, den Gegenüber ausreden zu lassen, schon allein weil man sich nur damit auch das gleiche Recht bewahren kann.

Doch darf man es auch nicht übertreiben, in dem man endlos das immer gleiche Argument in neuen Worten wiederholt. Das kann selbst den verständnisvollsten Redepartner zermürben und bittet, wie ein Sprung in der Platte, förmlich zur Handlung, die dann auch gern eine Unterbrechung sein darf.

Diese Art der Agitation begegnet uns übrigens auch in der Werbung, die keinen Widerspruch duldet und repetitiv angewendet zum nächsten Sonderfall der Kommunikation zählt. Doch hier kreuzen wir bereits die Gepflogenheiten der Propaganda, der man eigentlich nur begegnen kann wie einem schlechten Song - in dem man sie abschaltet.

Unterbrechen sich zwei Redepartner am laufenden Band, wird eine Diskussion davon nicht automatisch spannender, ganz im Gegenteil. Sie entlarvt sich als offen gemachten Druckausgleich zwischen zwei Charakteren, die ohne das Publikum ihre Unterschiede weniger stark hervorstellen oder verteidigen würden und vermutlich im Schutzbereich der Intimität ein fruchtbringenderes Gespräch zustande brächten.

Gute Argumente beinhalten gern einen Fakt, der überprüfbar und im besten Fall auch dem Laien zugänglich sein sollte. Es ist jedoch als Aufgabe der Wissenschaft anzusehen, diese Kenntnisse durch Studien, Statistiken und Essays als zuverlässige Informationsquelle anzubieten. Die Aufgabe Wissen

zu schaffen ist daher nicht zwangsläufig Bestandteil einer Debatte, oft geht es einfach nur um einen Meinungsabgleich unter Andersdenkenden. Die Faktenlage jedoch sollte, wenn sie indiskutabel ist, auch als solche angenommen werden. Widerspricht ein Redepartner einem Fakt, sollte er sich damit natürlich direkt an den Urheber wenden oder im besten Fall seine eigene Untersuchung zum Thema offenlegen.

Weniger autoritär wäre es, einen Vergleich aus anderen Bereichen des Lebens zu bemühen und so seiner Überzeugung Nachdruck zu verleihen. Das analogisierende Argument findet sich weit vor dem Aufkommen einer Diskussion z.B. in Gestalt von Märchen, Fabeln oder Aphorismen wieder und kann als Hilfsmittel zur Orientierung wie ein moralischer Kompass wirken. Das Elegante an der Sache ist die Einladung an den Scharfgeist, diesen Vergleich auch zu erkennen und gegebenenfalls mit einem treffenderen Beispiel zu beantworten.

Aus einem Duell kann so schnell ein Duett werden, da der Abstand zum eigentlichen Thema auch die persönliche Betroffenheit abmildern kann und nicht selten eine Möglichkeit zur Aussöhnung eröffnet.

Doch auch ganz ohne Fakten oder Vergleiche kann das richtige Timing, beispielsweise einer gezielten Nachfrage zu einer unlogischen Verknüpfung sehr wirksam sein. In dem man die Widersprüche zu anderen Argumenten oder Behauptungen aufzeigt, versetzt es den Kritiker in eine relativ bequeme Situation. Ohne eigene Behauptungen, Lösungen oder Vorschläge anzubieten, kann er der Selbstreflexion des Befragten ganz gelassen beiwohnen und hat die Zeit, seine Skepsis zu hinterfragen oder auch die eigene Naivität vorgeführt zu bekommen.

Diese Argumente sind meist der Bolzplatz des Sprachbegabten und stellen nicht selten eine Einladung an das rechtfertigende Denken des Gegenübers dar.

Den missbräuchlichen Umgang erkennt man an der Selbstgefälligkeit des Nachfragenden, der die Rückmeldung gerne nutzt, um sich zu profilieren oder einen Enttarnten zu blamieren.

Ehrlich gestellt und offen für alle Antworten könnte man meinen, es gäbe keine dummen Fragen, doch im Feld der verdeckten Gesprächsführung entlarven sich genau diese, sofern derjenige, der sie stellt, selbst weit klüger ist als seine eigene Frage.

Das Nichtbeantworten einer Nachfrage, die das Grundverständnis wiederherstellen will, kann als generelle Ablehnung oder auch als Trotz gedeutet werden, zeugt von einer bröckelnden Kompetenz im Thema oder einer dahinschwindenden Selbstsicherheit. Auch hier ist es keine Schande sich oder seinem Partner die vermeintliche Unwissenheit einzuräumen und wiederum um Aufklärung zu bitten. So zumindest besteht die Möglichkeit, den Ball wieder abzugeben, sich seiner Ziele bewusst zu werden und wie immer, vom Wissen des anderen zu profitieren.

Geht es um mehr als nur die eigene Meinung, wie z.B. das Gefühl im Unrecht zu sein oder die Aufgabe, einen Gruppenkonsens herbeizuführen, gelten allgemeine gesellschaftliche Normen als gute Berater. Sie zu bemühen ist jedoch nicht immer leicht, da viele von ihnen auch irgendwann einmal erstritten wurden bzw. nie ganz ohne Reibung entstanden sind und solange sie nicht in Granit gemeißelt sind, auch dem natürlichen Wandel unterliegen und manchmal sogar nach Innovation betteln.

Wiederum fällt es innerhalb einer Argumentation vergleichsweise schwer, entgegen diesen allgemein anerkannten Normen zu punkten.

Wer sich dem Schutz der Gesellschaft bedient, sollte seine eigenen Beweggründe auch unabhängig von der Beliebtheit oder Gewohnheit seiner Aussage vertreten können, allein auf den Zug der Mehrheit aufzuspringen ist Sache des Konformisten und der spielt in wichtigen Diskussionen ohnehin eine untergeordnete Rolle.

Die Fähigkeit, einen Kompromiss vorzuschlagen oder anzunehmen, bleibt das ungeschlagene Mittel auf dem Weg zur Lösung und lässt dem Redepartner und dem Zuhörer gleichermaßen die Eckpfeiler seiner Überzeugung wissen, ohne dabei die Teilhabe des anderen auszuschlagen. Er kann in vielen Varianten auch von außen kommen und sollte am Ende jeder Diskussion in Form einer Einigung, in besonderen Fällen durch einen Mediator, festgehalten werden. Wer Kooperationsbereitschaft signalisiert, erhöht für sich die Chance auch zur der nächsten Diskussion eingeladen zu werden und zieht am Sympathikus desjenigen, der im Anschluss an eine Debatte in Frieden zu seinen eigentlichen Themen zurückkehrt. Eine gütliche Einigung ist nicht immer möglich, sollte aber immer angestrebt werden, schon aus Respekt vorm eigenen Irrtum.

Der Abstand zur Sache ist grundsätzlich ein gutes Mittel, um die Perspektive auf einen Sachverhalt zu erweitern. Genau wie in der Fotografie ist er ein Faktor im Dreisatz zum Motiv. Ein anderer ist der Blickwinkel, der meistens starr steht aber eben durch die

Verschiebung des Abstandes ebenfalls einen anderen Horizont oder ein ganz anderes Bild ergibt. Eine Art Festbrennweite, mit der die Ansicht zwar von jedem Ort aus scharf gestellt werden kann, doch durch die Beweglichkeit der Kamera kann sie erst geändert und ausgewählt werden.

Die Nähe zeigt ganz andere Details als die Entfernung, und sofern Gefühle im Spiel sind, macht uns das nicht nur schlau, sondern manchmal auch verletzlich. Als Unbetroffener spricht man vom Problem gern in der Vogelperspektive, auch damit ist die Beweglichkeit gemeint, nicht die Erhabenheit.

Eine Diskussion über persönliche Ängste oder Themen, die nah an oder unter die Gürtellinie gehen, erwecken den geistigen Verteidigungsmodus oder das rechtfertigende Denken, eine Art Autopilot. Helfen kann da ein langer Atemzug und die tiefe Einsicht, dass wir von weit oben aus betrachtet auch nur wie ein verrückter Ameisenhaufen wirken. Der richtige Abstand kann jedenfalls dazu führen, dass eine objektive Betrachtung wieder möglich ist und sich oft auch ein ganz anderes Bild ergibt.

In anderen Fällen muss man nah herangehen oder weit hinein zoomen um die wichtigen Details zu finden und zu verstehen. Für diese Beweglichkeit braucht es aber geistig oder technisch gesehen auch immer **die Energie** (Willenskraft), **den Raum und die Zeit**.

Handelt es sich um eine Diskussion mit mehreren Beteiligten, so ist die Vereinfachung das geeignete Mittel, seinen Kurs durchzuhalten und einen Konsens herbeizuführen. Große Vereinfacher verstehen die Zusammenhänge, können die wichtigen von den unwichtigen Argumenten trennen und sich mit Klarheit und Prägnanz sogar gegen eine zweifelnde Mehrheit durchsetzen.

Eine Ausführung, die alles noch viel komplizierter macht, eignet sich dagegen nicht zur Massenansprache, da sie den Zuhörer schnell in eine Lethargie zwingt, aus der heraus nur noch sehr wenig zu bewegen ist. Egal wie komplex ein Sachverhalt angesehen wird, man erkennt an der Verständlichkeit der Erklärungen denjenigen, der ihn wirklich verstanden hat. So räumt man ihm auch eher die Gelegenheit zur Lösung ein bzw. wiegen dessen Argumente deutlich schwerer beim lösungsorientierten Zuhörer, der sich nicht am Kampf sondern an der Frucht erfreut.

Den blutrünstigen Zaungast hingegen überzeugt naturgemäß das dominantere Auftreten oder die lautere Stimme. Dessen Unzufriedenheit steigt mit jedem Vorschlag zur Einigung und sollte am besten in der Arena abgelassen werden, wo am Ende nur einer siegt und der andere verliert.

Mit Gespräch, Diskussion und Debatte hat das aber nicht viel zu tun, auch wenn uns niedere Triebe genau dazu auffordern und ungeachtet der Errungenschaften der Redekultur auch gern mal mit gezogener Pistole in den Ring steigen lassen.

Es ist eine Frage des Bewusstseins und der Beherrschung, diese Motoren zu steuern und zum Wohl seiner selbst und der Allgemeinheit dann auch gerne einmal in Fahrt zu bringen. Ansonsten gilt selbstverständlich auch hier das Gebot zur gegenseitigen Achtung und Rücksichtnahme sowie der Rat zur energiesparenden Fahrweise.

Kultur als Verb

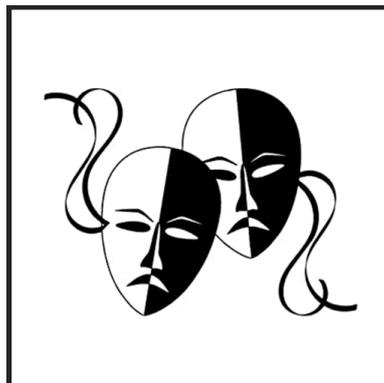
Der Umgang und die geistige Form des Menschen, seine Art zu sein oder die Frage danach, wie er gerne sein will, das beschreibt unsere Kultur und spiegelt sich in unserer **Haltung** zur einer Sache. Diese gibt unserem Verhalten seinen Lauf und legt damit den Grundstein für alles, was dann kommt, in Wort und Tat.

Der Begriff wird jedoch weithin als Soloeigenkonzert missverstanden oder als eine elitäre Freizeitaktivität, derer man sich enthalten könnte, doch im Beispiel unseres Glücksmoments auf ruhiger See ist sie kein Schnickschnack aus der Angelkiste. Sie ist das Boot, auf dem sich alles abspielt und gleichzeitig sein Kompass und sein Kurs. Sie ist alles, was einen Außerirdischen an uns interessieren würde und wenn wir vom Untergang einer Kultur hören, verstehen wir darin auch sofort ihre eigentliche Bedeutung.



In der Tat bemisst man unseren zivilisatorischen Werdegang am Grad der Kultiviertheit. Ob als Baukultur, Finanzkultur oder als Miteinander, sie ist der Äther und der Rahmen für den Austausch von Gedanken, Gefühlen und Handlungen. Selbst wenn man meint, ein Kulturbanause zu sein, gehört man immer noch zur Kultur der Kunstverweigerer.

Die Mode, die Art oder der Stil, etwas herzustellen oder anzurichten, etwas zu benutzen oder gedeihen zu lassen, das alles beschreibt diesen Begriff und wir sollten ihn daher ehrfürchtig verwenden.



Das gegenteilige Abstrakt hält sich in Form des kulturellen Sektors am Markt der Aufmerksamkeiten auf und ist am Kampf um seinen Platz im wirtschaftlichen Gefüge oder gegen die ewigen Einsparungen zu erkennen. Als Kulturwirtschaft tritt sie auf, aber als Kultur des Wirtschaftens sollte sie untersucht werden. Das kann man auf jeden beliebigen Bereich des Lebens übertragen und meint damit die Ideale, Werte und Normen, denen zugewandt wir uns täglich neu erfinden.

Um der Bedeutung etwas analytischer zu begegnen, schauen wir uns die Erkenntnisse der Evolutionslehre kurz an.

Die Wissenschaft von der Menschwerdung untersucht die verschiedenen Versionen unserer Vorgänger im Zeitraum von ein paar wenigen Millionen Jahren. Da begann sich die erste grobe Gattung des „Homo“ zu verbreiten, ein längst ausgestorbener Affentyp, der von einer Handvoll neuer Versionen abgelöst wurde, die schließlich vor 300.000 Jahren das heutige Modell des Menschen hervorgebracht haben, den Homo Sapiens, wie er im Lehrbuch steht.

Der Definition nach ein weiser, vernünftiger und verständiger Zeitgenosse, der einen großen Teil seiner Handlungen seiner Kultur unterwirft. In manchen Lehren findet man auch noch den Doppelsapiens als Blüte der Entwicklung, der im Gegensatz dazu **alle** seine Handlungen auch seiner Kultur unterwirft.

Das ist zwar wünschenswert, aber im Hinblick auf den Einfluss der Biochemie unserer Instinkte sowie die Lenkbarkeit in gruppenspezifischen Prozessen eine recht maßlose Übertreibung. Ein besonders kluger und weiser Mensch ist uns sicher schon begegnet, aber auch der kann sich vom tierischen Instinkt nicht frei machen und wird unter den falschen Umständen auch den Löwen, die Schlange oder den Hasen in sich finden.

Das Maß, in welchem sich der Mensch vom Raubtier unterscheidet, ist praktisch seine Kultur und genau unter diesem Blickwinkel müssen wir uns den Bereichen der Finanzen, der Ernährung, der Sprache und sogar der Kultur der Begegnung auch stellen, wenn wir kurzfristige und langfristige Entscheidungen fällen. Eine Kultur kann man wahren und man kann sie pflegen, man kann sie vererben und sie kann sich entwickeln, doch eines kann man ganz sicher nicht, sich ihr entziehen.

Wenn man sie als Tun-Wort begreift, viel mehr als eine reine Ansichtssache, dann kann der Zurückgewinnung ihrer Deutungshoheit auch praktisch nichts im Wege stehen.

Um es in den Leitsätzen der Enquete Kommission zur „Kultur in Deutschland“ wiederzugeben, ist sie kein Ornament, sie ist das Fundament, auf dem unsere Gesellschaft steht und auf das sie baut.³

³ Deutscher Bundestag - Drucksache 16/7000 vom 11.12.2007 – Schlussbericht

Ihre Errungenschaften als Halt zu benutzen und an ihren Leitlinien entlang die gemeinsamen Verwaltungsprobleme zu steuern gehört zum Selbstverständnis eines neuen Menschentypen, den ich als Homo Sapiens Concordis betrachten möchte.

Dieser moderne Mensch ist sich und seiner Bedeutung im Gefüge bewusst und will in Harmonie mit seiner Umwelt leben.

Er ist nicht mehr wert als jeder andere und kein anderer Mensch ist ihm weniger wert. Er versteht sich als Gärtner der Koexistenz und sieht in der Umwelt auch die Natur als seine Heimat, seinen Landstrich und seinen Mutterplaneten. Alle bewussten Handlungen versucht er seiner Kultur nach zu gestalten, für die Auswirkungen des Unbewussten, der Instinkte und Hormone macht er sich das Wissen darüber zunutze und die Gabe des gegenseitigen Verständnisses, der Nachsicht und der Vergebung zur Antwort. Er ist mit Lüge nicht verführbar und doch guten Glaubens.

Er hält das Maß und das Erbe und gestaltet eine Umgebung, an der er sich im kurzen Moment seiner Existenz erfreut und in der er sich als individuelles Subjekt verwirklicht.

Er folgt dem Wunsch nach Veränderung und begreift das **Vorbild** als Vater der Bildung und ihre Umsetzung als gesamtgesellschaftliche Aufgabe. Auf der Suche nach neuem Wissen führt er seine Entdeckungen dem Wohle der Allgemeinheit zu und versteht sich als würdiges Mitglied einer großen Menschheitsfamilie, die gespeist vom Licht der Sonne ihre Blüten, Früchte und Geschäfte treibt.

Er ist kein anerkanntes wissenschaftliches Modell und doch ist er allein mit dem Bewusstsein eine umsetzbare Tatsache. In diesen Kreis kann man nicht aufgenommen werden, man gehört im Grunde längst dazu. Eine Erkenntnis, die schnell zum Bekenntnis wird und sich in der Pflege ihrer Vision ganz automatisch verselbstständigt.

Eine tiefe Verbundenheit zwischen Menschen dieser Art ist schon immer da und wird in den Begegnungen sehr schnell erkannt. Gemeinschaften und Bündnisse bestehen nicht durch einen gemeinsamen Mangel oder Feind, sondern beruhen auf die Besinnung zur Menschlichkeit und in der Pflege der Mitmenschlichkeit.

Die Beziehung zur Wirtschaft

Da wir unsere Welt als geschlossenes System begreifen, stehen wir nicht nur in Resonanz zueinander, alles ist gewissermaßen auch in einer turbulenten Balance oder sollte zumindest so sein. Aus geringer Entfernung sieht man der Erde sogar an, wenn etwas Erhebliches aus den Fugen geraten ist. Alle Vorgänge, Gespräche und Begegnungen des Alltags sind ganz grob einzuteilen in Aktivitäten der Arbeit und der Freizeit. Natürlich greifen diese auch eng ineinander z.B. wenn es die Arbeit des einen ist, die Freizeit des anderen zu bereichern. Aber im groben Ganzen lässt sich doch sagen, dass wir unseren Tag, unsere Woche und unser halbes Leben in diese zwei Bereiche strikt trennen, die doch über das Geld miteinander verbunden sind.

Sobald das Verhältnis dazwischen gestört ist, entsteht ein altbekanntes Problem. Der überarbeitete sehnt sich nach Freizeit und der gelangweilte nach einer Aufgabe. Der Lebendigkeit steht meistens die Wirtschaftlichkeit im Weg und andersherum.

Je mehr es um die Produktivität geht, desto weniger Platz hat auch die Menschlichkeit im selben Prozess und genau deswegen sind gemeinnützige Unternehmungen in der Regel vom Gewinndenken und den damit verbundenen Steuern befreit.

Man kann zu sozialen und ökologischen Bedingungen durchaus auch eine hohe Leistungsbereitschaft in uns

wecken, doch diese Modelle finden in den Erzminen und Fabriken leider viel zu geringe Beachtung.

Je länger eine kaufmännische Ausbildung dauert, umso selbstverständlicher geht man mit Begriffen wie Kredit oder Inflation um und erkennt die Gewinnmaximierung als Hauptgrund an, um einen Betrieb überhaupt zu starten. Ohne Ertragserwartung kommt es zu keinem Darlehen und ob sich eine Sache lohnt, wird oft danach entschieden, wieviel zwischen Daumen und Zeigefinger hängenbleibt. Die soziale Verantwortung des Unternehmers ergibt sich als nötiges Übel und genau so wird damit in großen Betrieben auch gewirtschaftet.

Inzwischen sind auch öffentliche Einrichtungen in den Geschmack dieses Mittels gekommen und die Menschen beschwerten sich über die Nebenwirkungen einer aufgeblasenen Verwaltung. Die Ethik des Handels, die Güte des Produktes, der Sinn für das Karitative oder das Gemeinwohl kommen dabei sehr schnell unter die Räder und befinden sich teilweise im Endkampf gegen die moralische Machtübernahme durch Konzerne.

Eine starke und klare Vorstellung vom persönlichen, moralischen und gesellschaftlichen Mehrwert zählt inzwischen genauso zur Nostalgie wie der familiengeführte Traditionsbetrieb oder das Kunsthandwerk.

Woher kommt dieser Wahn zum Besitzen und wie können wir diesen überwinden? Genau wie bei einer

Abhängigkeit, könnte man sich an etwas Neues gewöhnen oder sogar gänzlich kurieren. Der Geldsüchtige sehnt sich nach Vermögen oder Einfluss und sein Gehirn bedankt sich dafür mit den gleichen Glückshormonen. Genau wie bei manch harter Droge ist ein Ausstieg auch nicht so leicht zu machen, da eine Habsucht auch immer mit der Angst einhergeht, alles wieder zu verlieren. Doch es gibt Hoffnung, ja sogar Heilung von diesem Virus. Wenn man sich bewusstmacht, dass der Turbokapitalismus eine relativ neumodische und vielleicht sogar kurzweilige Erscheinung im Vergleich zur Menschheitsgeschichte ist, wächst allein schon der Zweifel an seine Zukunft. Und auch seiner Auswüchse und Randerscheinungen wegen, wird er vermutlich nicht unter das Bestandsrecht fallen, wenn das Geldsystem dem Menschen dienen soll und nicht andersherum.

Da die **Produktivität** der letzten einhundert Jahre in einem unglaublichen Tempo gewachsen ist, sollten wir uns doch eigentlich auch viel mehr Freiräume leisten können. Was eine Bauernfamilie mit Handarbeit auf ihren Flächen zu Stande brachte, reichte in der Regel für einen gewissen Überschuss, der in Güter oder Annehmlichkeiten getauscht wurde. Heute fährt der Traktor quasi im Alleingang über eine Fläche, die den Eigenbedarf des Bauern um das Hundertfache übersteigt.

Doch da der Lebensmittelhersteller nun zum Produzenten geworden ist, muss er investieren, wenn er Gewinne erzielen möchte. Da der persönliche Selbsterhalt inzwischen vom Wachstum des Unternehmens abgelöst wurde, spielt der Effekt auf die Umwelt auch eine entsprechend beiläufige Rolle. Die geldliche Ersparnis, die durch das Nichtaufbereiten des Grundwassers, beispielsweise beim Einsatz von Totalherbiziden in der Landwirtschaft erzielt wird, fällt als Erlös dem Bauern zu. Die Sonnenenergie wird nicht berechnet und in den Meeren dieser Erde sollen die Probleme mit den Abbauprodukten auch wieder unentgeltlich gelöst werden. Doch ganz kostenlos ist das nicht, diesen Preis zahlen wir und alle nachfolgenden Generationen - mit unserer Natur.

In die Wirtschaftlichkeit des Bauern schlägt das jedoch nur positiv ein, doch auch er hat Kosten, die seine Produktivität im Würgegriff halten. Mit Romantik oder Freizeit hat das nicht mehr viel zu tun, obwohl das Gegenteil der Fall sein müsste.

Und genauso steht es um den Wissensvorschub und die Datenlogistik. Die Möglichkeit, gute Ideen oder Verfahren zur Einsparung zu verarbeiten und zu verbreiten, hat sich mit dem Internet nicht nur globalisiert, sondern in Tempo und Wirkung vertausendfacht. Eine gute Idee oder ein Verfahren zur Rohstoffeinsparung könnte in Sekundenschnelle vom gegenüberliegenden Platz der Erde aufgenommen und zur Anwendung gebracht werden. Ein Verfahren zur Heilung könnte im Moment der Bekanntgabe schon anfangen zu helfen, wenn dem nicht ein komplexes und ebenfalls dem Kapitalismus entsprungenes Patentrecht im Wege stünde.

Als hätten die Doktoren ihre Unis selbst erbaut und auch jeder andere Erfinder keinerlei Gesellschaft benötigt, besitzen Patentinhaber für einen gewissen Zeitraum das alleinige Vorrecht auf die Verwendung oder Zurückhaltung ihres geistigen Eigentums. Doch das ist kein universelles Recht, sondern ebenfalls zur Handelsware geworden, indem man es verkaufen kann und sogar erzwingt, dass es nie dem Wohle der Allgemeinheit zugeführt wird.

So verschwinden fundamentale Entdeckungen oder Verfahren, die wegen einer zu geringen

Produktivitätssteigerung nicht angewendet werden, auch wenn auf anderen Seiten dadurch erhebliche Vorteile möglich wären oder ein geringerer ökologischer Fußabdruck entstünde. Ein Raubbau an unserer eigenen Entwicklung, der wiederum die gleiche Sucht zugrunde liegt, ein Verdrängungsprozess, in dem nicht nur das Augenmaß auf der Strecke bleibt, sondern das gesamte Augenmerk.

Inzwischen bekommen manche Produkte nur allein durch ihre Logistik ihren Preis. Ein ethisches Verlustgeschäft, das sich auch im Beispiel der Lebensmittelindustrie zeigt.

In Kalifornien wachsen fantastische Orangen, ihren köstlichen Saft kann man in jedem Supermarkt der Welt kaufen, nur nicht am Ort der Erzeugung. Dafür findet man dort welchen aus Italien oder Spanien. In Spanien wiederum kann man das selbe beobachten nur umgekehrt und genau darin liegt der Aufgabenbereich der Logistik.

Als Rückgrat der Globalisierung regelt sie die Prozesse von der Erzeugung bis zur Entsorgung und hat über die Jahre so viel Mitspracherecht gewonnen, dass sie sich inzwischen sogar selbst zum Zentrum von Impulsketten erklärt.

In der Unterhaltungselektronik zahlen wir für manches Schnäppchen angeblich nur die Versandkosten, doch wer zahlt dann eigentlich den Rest und wieviel Wert bleibt dann noch beim Erzeuger?

Es gilt, mit zwei Begriffen aufzuräumen, die unterschiedlicher nicht sein könnten und doch im Gemenge unserer Tauschbeziehungen ständig in einen Topf geworfen werden. Wir müssen einen klaren Unterschied zwischen dem **Geld** und dem **Wert** empfinden und die Deutungshoheit der Werte, Ideale und Arbeit aus den Klauen der Geldsucht befreien. Das geschieht übrigens nur im Kopf und da jeder einen hat, können wir uns gleich an die Sache machen.

Das Geld hat seinen Nutzen im Tausch. Es wird gegen die Ware oder Leistung aufgewogen und hat selbst nicht die Möglichkeit zu arbeiten, wenn es nicht im Sinne des Wortes verbrannt wird. Durch den Wechsel ändert es seinen Bestand, so wie die Ware auch irgendwann einmal verbraucht ist oder die Arbeitsstunden geleistet sind. Es sollte verloren gehen, wenn man es aufspart und ähnlich wie die Arbeitskraft weder lager- noch stapelbar sein.

Lebensmittel verderben, wenn sie nicht verbraucht werden und genauso schwindet daher auch ihr Preis mit der Zeit.

Um der Komplexität unserer Tauschbeziehungen gerecht zu werden, sollte jeder Wirtschaftskreislauf und jede Region ihre eigene Währung besitzen, die täglich neu gegeneinander auf- und abgewertet wird. Sie kann in übergeordneten Handelswährungen und global zum Einsatz kommen, sollte im öffentlichen Interesse erzeugt werden und findet im Verhältnis zur

Produktivität und dem Nutzen ihre zahlenmäßige Komponente.

Man kann damit alles bezahlen und sich doch nicht alles leisten. Elementare Dinge kann man sich für Geld nicht kaufen, und auch wenn der Schadensersatz etwas anderes vorgibt, kann Manches durch kein Geld der Welt wieder gut gemacht werden. Als Tauschmittel hat es sich jedoch durchgesetzt und im letzten Jahrhundert zu einem eigenständigen System entwickelt, das völlig andere Aufgaben besitzt und auch als Droge und Religion zugleich angesehen werden kann.

Durch die Erfindung der ungedeckten Geldschöpfung, die von Zins und Zinseszins beheizt wird, ist es aktuell eher ein Verbrenner von Volkswirtschaftsleistung und rein formelbedingt zum periodischen Neustart verdammt. Das exponentielle Wachstum auf begrenztem Raum ist nicht endlos möglich und führt in der Regel zur Reform oder zum Kollaps.

Der Wert im eigentlichen Sinne ist eine viel persönlichere Angelegenheit. Was ist man sich selbst wert und wie wertvoll sind Erinnerungen oder die Gesundheit? Einige Werte können sich ändern und im ideellen aber auch im praktischen Sinn verloren gehen oder aus dem Nichts entstehen. Aber andere Werte bleiben immer gleich, selbst wenn wir sie in unsere Rechnung nicht mit aufnehmen.

Die Lehre von der Energieerhaltung sollte uns dabei direkt ins Gesicht springen. Doch geblendet von der Sonne erkennen wir oft das Licht nicht mehr.

Denn die ursprüngliche Energie für jede mechanische Arbeit kommt direkt oder indirekt genau daher, aus unserem Zentralstern.

Alles durch die Sonne entstandene Leben wird jeden Tag aufs Neue von ihr genährt, richtet sich ihr zu und unterwirft sich ihrem Rhythmus. Sogar die fossilen Brennstoffe haben sich als Wälder einst unter den Lebewesen befunden und geben ihren Energiewert durch das Verbrennen frei.



Eine für uns Menschen manchmal unbewusste Zutat, die eher als Grundlage bezeichnet werden sollte, da ja auch unsere Nahrung im Ursprung wiederum auf das Sonnenlicht angewiesen war. Durch nichts leben wir im Endeffekt mehr als durch unsere Lebensmittel, daher haben sie auch ihren Namen und eine Sonderstellung im Wertemodell verdient. Den Umkehrwert erschaffen wir in der Wahrung dieses Verhältnisses und im Schutz unserer Umwelt. Welchen Wert die Sonne für unser Leben darstellt, wird auch deutlich, wenn wir die unterschiedlichen Produktivitäten ganzer Länder vom Äquator bis zum Nordpol miteinander vergleichen.

Ein skandinavischer Winter erfordert völlig andere Vorkehrungen und Effizienzen das ganze Jahr über und kann sich daher in den wenigen Sonnenstunden auch natürlich keine Siesta erlauben. Diesem Einfluss, dem Grad der Kultiviertheit und den zugrundeliegenden Bodenschätzen verdanken verschiedene Länder auch eine jeweils völlig unterschiedliche Volkswirtschaftsleistung.

Setzt man die mit der zur Verfügung stehenden Finanzmenge ins Verhältnis, so schließt sich der Kreis, und es errechnet sich am Ende auch der Wert des heutigen Geldes.

Die Entwürfe für ein faires Tauschsystem waren schon erforscht, als unsere Professoren noch zur Schule gingen. Als Randerscheinungen unterlagen sie entweder den Anforderungen an die unendliche Skalierbarkeit oder waren ihrer Selbstregulierung wegen nicht zur indirekten Einflussnahme geeignet. Handelskonzepte, die am Beispiel der Natur und ihren Gesetzen oder zumindest im Einklang damit waren, machten das Leben in unseren Kommunen schon immer etwas leichter, zeichneten es aber nie so aus wie heute. Ein Verständnis zum sozialen Unternehmertum, zur Gemeinwohlökonomie mit ihrem fließenden Geld, zu Regionalwährungen und kurzen Lieferketten sowie zwischen voneinander unabhängigen Wirtschaftskreisläufen kann uns helfen Schritt für Schritt den Kurs zu ändern oder zumindest die Fallhöhe zu verringern, wenn uns das Schiff um die Ohren fliegt.

Gerade wegen unserer Unterschiedlichkeit macht es auch den größten Sinn gemeinsam zu wirtschaften, nur dürfen wir dabei die Lehren des Miteinanders nicht sorglos aus den Augen verlieren. Im Kleinen wie im Großen ist es das Bewusstsein über den Wert und den Mehrwert, den wir in die regelbaren Prozesse leicht einfließen lassen können, indem wir z.B. ganz einfach jede bestehende Produktion nicht mehr nach Gewinn, sondern nach Bedarf ausrichten.

In einem intakten Wertesystem könnte man sich dann auch viel eher auf eine völlige Digitalisierung des Geldes oder auf eine Weltregierung einlassen.

Wenn diese dann auch zunächst für die längst überfällige Globalisierung der Menschenrechte eintritt sowie den Schutz und den Freiraum zur Diversität zugunsten ihrer eigenständigen kulturellen Entwicklung betreibt.

Dann kann das Leben auch wieder zu den Mitgliedern der Gesellschaft zurückkehren und die Spaltung in Teilnehmer und Profiteure aufheben.

Es ist an uns allen, diese Erkenntnisse in unser Leben einfließen zu lassen und ihre Anerkennung von unseren Verwaltern und Gestaltern zu fordern. Weil nichts geringeres als unser Leben zur Debatte steht, bedarf es eines klaren Verstandes und den Möglichkeiten zur Begegnung und Teilhabe, sowie dem gemeinsamen Willen um uns unsere Visionen auch praktisch zu ermöglichen.

Nur mit einer umfänglichen Kulturrevolution können wir unserem Schicksal und der gesamten Erde ein Angebot machen, ihr die Möglichkeit zum Durchatmen verschaffen und uns vom Kurs der Selbstzerstörung bewahren, nicht mehr und nicht weniger.

Wer in diesen Prozess eintritt, versteht sich als Teil der Lösung und bewahrt sich das Augenmaß und die Freude am Wandel.

Der Stolz auf das Erschaffene wird zum Antrieb ganzer Archen und mit oder ohne Sintflut können wir uns gemeinsam auch inhaltlich der Frage widmen, wie wollen wir leben?

